



Abend-

Zeitung.

219.

Montag, am 13. September 1830.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. E. Winkler [Eb. Hell.]

### R u h e.

Des Tages flücht'ge Stunden  
Mit ihrer Lust und Müh',  
Sie sind dahin geschwunden,  
Dahin, dahin sind sie.  
Es strahlt der Stern' Gefunkel  
Voll Freundlichkeit uns zu;  
Der Dämm'ung nahes Dunkel  
Verkündet stille Ruh'.

O Ruhe, komm' hernieder,  
Erquick' mein Gemüth;  
Erquick' meine Glieder,  
Die Arbeit abgemüht;  
Daß ich mit neuer Stärke,  
Daß ich mit junger Macht  
Beginn' des Tages Werke,  
Wenn morgen ich erwacht'!

Nicht weiß ich, welche Stunde  
Hinweg von hier mich hebt,  
Wo frei vom ird'schen Bunde  
Der Geist zu Geistern schwebt;  
O Du, mein Vater, winke  
Verzeihend mir dann zu;  
Und wenn in's Grab ich sinke,  
Dann gib mir ew'ge Ruh'.

Carl Heinemann.

### B r u d e r h e r z.

(Fortsetzung.)

4.

Dunkel lagerte der Nachtnebel um das Schiff  
The Victory, die Wellen schlugen stürmisch an die  
Wände und brandeten mit tiefem Gebrause wieder  
zurück, da wiegte still das kleine Boot auf der Fluth

und Willy und Hakon stachen kräftig in äußerster An-  
strengung mit den Rudern in die See; Beide schwie-  
gen, im tiefen Nachdenken versunken. Der Wind  
blies günstig.

Wie fern schon das Gepfeife und Geknarre der  
Lae und Segelstangen verschnurrte, da wandte sich  
Hakon erst zu Willy und zog feurig seine Hand an  
das Herz.

Gottes Lohn, Du Bruderherz! und — wo's ein  
Mal gilt — da vergest nicht auf den armen Hakon!  
Gut und Leben für Euch!

Last das, wir haben Eile.

Du treues Blut! O, daß Dein Glaube an Liebe  
und Treue untergehen mußte im bösen Leben, daß  
Dein Herz, gerade Deines — so weich und zur Liebe  
geschaffen, scheitern mußte an einer falschen Klippe.  
Aber drüben, William Shepherd, möge Dir das Eden  
aufgehen, das Dir hier verschlossen; da mögest Du eine  
Seele finden, reich an Liebe und Treue wie Deine! —  
Du hast ein armes, gutes Paar gerettet, William!  
der Gedanke wird Dein guter Engel am Sterbebette  
seyn. Wo Du auch seyn magst im wirren Leben, zwei  
Herzen werden für Dich zum Vater der Liebe beten,  
heiß und brünstig, so oft der Abend sich niederneigt, so  
oft der Morgen aufstammt über dem unendlichen Ocean.  
Drüben am Vorgebirge wird Corinna meiner harren,  
ich führe sie zu meinem Freunde in's Land hinein, der  
wird mein Weib mir schützen, bis wir als Sieger das  
Eiland betreten, o dann —



Triffst Du sie wohl in seinen Armen!

Das kam nicht aus Deinem Herzen, William! — Warest doch früher so weich, so anders. — O, ich sah wohl die heimliche Thräne der Rührung in Deinem Auge, ob Du sie gleich verbergen wolltest. Geh', die eisige Nachtlust hat Dir die schöne Wärme des Menschen aus dem Herzen geblasen! — Wohl mögen Dir die Weiber arg mitgespielt haben, daß der Groll gegen sie so bald wiederkehrt in Dein edles Herz! — Aber beim Gott des Himmels, Corinna ist gut!

Mögen sie hier in Amerika vielleicht anders seyn, drüben in der alten Sündenwelt sind böse, bitterböse.

Nicht immer, Freund, bei Gott nicht immer! Wir Männer mißkennen sie oft, wir sind zu rauh, selbst aus zu grobem Stoffe, um sie allezeit ganz zu verstehen; roh tappen wir mit unserer ungeschickten Faust auf diese Blütenkelche des Himmels, achten des zarten Blumenstaubes nicht und zerknicken sie wohl gar am Ende. O, William! ich möchte sie nicht zählen — die tausend und abertausend Frauenherzen auf unserem alten Europa, die männliche Rohheit, männlicher Meineid frevelnd gebrochen, die laut ausschreien werden am jüngsten Tage aus dem unendlichen Leichenfelde drüben um Rache gegen die feilen Betrüger — ich möchte die Thränen nicht zählen, die ungesehen, ungeahnet aus frommen, keuschen Augen geflossen um unser verruchtes Geschlecht. — Ich hatte eine Mutter, jenseit des Weltmeeres — o, daß Du sie gekannt hättest, die fromme Dulderin! — männliche Wildheit hat ihr die Rosen der Freude vom Baume des Lebens abgestreift, roher Verdacht ihr die Dornenkrone in das junge, unschuldige Herz gedrückt.

Noch erinnere ich mich an sie. — Als ich acht Jahre alt war, brach schon das milde, sanfte Mutterauge, das ich nur selten ohne Thränen gesehen — schwebte dieser fromme Geist schon zurück in die Arme des ewigen Vaters, der nicht vorschnell richtet wie der schwache, kurzsichtige Erdenwurm, der Mensch. Lange ist sie nun schon selig am Urquell des ewigen Lichtes, volle sechzehn Jahre sind ihre Wunden schon vernarbt, ihre Thränen vertrocknet, mild nahm ihr der Tod die Last von der Brust, die Dornenkrone vom Herzen. Gott möge es meinem Vater verzeihen! Wo er nur seyn mag! — ob auch drüben schon, ob noch hier im Thale der Leiden und Freuden? — Sie hat ihm verziehen! — Alle Abende sah' ich sie lange knien mit dem Rosenkranze und beten, glühend für ihn und mich; ich lag still zur Seite im Bette; sie mochte wohl glauben, ich schlief schon, und weinte

laut und schluchzte, aber ich wachte immer noch lange und faltete auch meine Hände, und weinte auch hinein in meine Kissen und wußte nicht warum. Ich blieb still und schaute hinein in ihr blaues, schwimmendes Auge und dann wieder durch's Fenster hinaus in den ewigen Sternhimmel, und sein Blau und ihr Auge schienen mir endlich in einander zu fließen, und die Sterne regten sich oben und schienen mir Flügel zu bekommen und holde Cherube zu werden, die leise herunterstiegen die leuchtende Jakobleiter und ihr Frieden des Himmels in das leidende Herz brachten; mir aber sanken darüber die Augen zu und noch lange träumte ich fort von Engeln und Himmelsglorie, bis der erste Blick des geöffneten Auges am Morgen wieder auf das blasse Gesicht meiner Mutter fiel.

An ihrem Sterbebette — sie war so mild und freundlich, weinend stand ich zur Seite — hieß sie mich niederknien und richtete sich schwach im Bette auf und segnete mich, still und betend, eine Thräne fiel aus ihrem Auge über meine Wange — die letzte! Bald schief sie leise hinüber!

Kinder sehen nicht gut — auch die Reue hat Thränen!

Solche nicht, Billy! beim ewigen Himmel, solche nicht! Eher wäre der Morgenthau Qualm der Hölle! — Zwar hatte sie mir nie ganz die Ereignisse ihres früheren Lebens erzählt, sie mochte wohl des zarten Knabens und seines frommen Kindergläubens geschont haben, erst mit vier und zwanzig Jahren sollte ich die Geschichte ihrer Leiden ganz erfahren — sie hinterließ mir selbige in einer versiegelten Rolle; manche Nacht hatte sie unter Thränen daran geschrieben, bald wird sie mir nun die Geschichte meines Entstehens enthüllen! — Doch erfuhr ich Manches von ihr und nach ihrem Tode von der alten Wärterin, die mich nach Drontheim brachte, und habe mir seitdem die ganze Geschichte zusammengesetzt. Meine Mutter mochte aus gutem Hause seyn, — trefflich spielte sie die Harfe, und ihre Kunstfertigkeit im Malen und feinen Arbeiten, so viel ich mich zurückerinnere, bestätigen es zur Gewisheit — auch in sofern war ihr das Schicksal günstig, daß sie den Mann ihres Herzens zum Gemahle bekam; ich weiß es bestimmt, daß sie meinen Vater heiß und innig geliebt. Er war ein Krieger, und wohl mußte er ein rauhes, heftiges Gemüth gehabt haben, daß er diese reine Seele nicht erfaßte. Obwohl er sie mit unendlicher Glut liebte, quälte er sie doch mit Argwohn und Eifersucht, da diese reine Seele doch nimmer des ge-



ringsten Fehles fähig gewesen wäre. Bald nach ihrer Vermählung mußte er weit fortziehen in den Krieg, wohin — das weiß ich nicht. Streng verwies er sie beim Scheiden auf Treue und an's Scheiden in bitteren Thränen.

Sie fühlte sich Mutter; getrennt von ihrem Gemahle, war diese süße Hoffnung ihr einziger Trost und wohl mochte sie oft in süßen Träumen an die Stunde des Wiedersehens gedacht haben, wo sie ihm vielleicht schon den blühenden Säugling entgegen bieten konnte.

In Hoffnung und Trauer flogen ein Paar Monate dahin, einsam war sie, Gott ihr einziger Vertrauter; da drängte sich schmeichelnd ein Freund ihres Gatten in das stille Haus; obgleich sie ihn nicht wohl leiden konnte, achtete sie ihn doch, weil sie wußte, daß ihr Gemahl immer viel auf ihn gehalten hatte. Er nistete sich immer mehr und mehr in's Witwenhaus ein, was sich Rechte in demselben an, die nur dem Hausherrn gebühren, und nahm sich zuletzt sogar gegen meine Mutter zweideutige Zudringlichkeiten heraus. Sie verwies ihn anfangs sanft, mit schonender Würde, doch er wollte die bestimmtesten Winke nicht verstehen, und that ihr Anträge und Erklärungen, die sie schamroth machten und ihre Sittsamkeit und Tugend gleich sehr beleidigten. Da duldete sie es nicht länger; mit dem Stolze gekränkter Unschuld und im Bewußtseyn eigener Fehloßigkeit trat sie vor ihn hin und wies ihn für nun und immer aus ihrem Hause. Mit seltener Unverschämtheit ging er höhnisch von dannen — sie sah ihn nimmer. Ihr war nun wieder wohl im Hause und einsam betete sie, wie vorher, für den Gatten, der fern bereits — wie er geschrieben — manchen Kampf glücklich bestanden hatte und nun bald in die Heimath zurückkommen sollte, in die offenen Arme seiner jungen Gemahlin.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Vereitelte Kabale.

Der General-Lieutenant Günther (gest. 1788), Chef des ehemaligen einzigen Bosniaken-Regiments der preussischen Armee, schon ein Liebling Friedrich's des Großen, war ein Mann voll Geist und Energie, aber bei dem Offizier-Corps nichts weniger als beliebt, weil er sehr streng im Dienst, auch sonst keinesweges nachsichtig gegen Anmaßungen war, wozu sich seine Un-

tergebenen berechtigt glaubten; hierzu kam noch, daß er von bürgerlichen Aeltern stammte.

Einst war, unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II., in dem Stalle der Dienstpferde der Leibescadron der Bosniaken ein Pferd gefallen. Als es dem General gemeldet wurde, eilte er sogleich in den Stall. Er sah das todte Pferd noch unter den übrigen liegen, und befürchtend, daß es an einer ansteckenden Krankheit gestorben und die Seuche unter die andern fortpflanzen möchte, fragte er mit verweisendem Tone:

Warum ist das Pferd noch nicht aus dem Stalle geschafft?

Er erhielt keine Antwort.

Auf der Stelle zieht es heraus! gebot er zornig.

Da traten ein Paar Bosniaken vor und baten, dieß nicht zu verlangen. Es sey die Fortschaffung eines gefallenen Pferdes das Geschäft eines Schinders und sie würden dadurch unehrlich werden.

Angepackt! — rief der General und legte selbst Hand an. — Das sind Narrenpossen! Dummheiten! Soll der König darum einen Stall voll Pferde verlieren? — Jetzt wird sich doch Keiner weigern, da ich selbst der Erste bin?

Die Bosniaken zogen mit Hilfe des Generals das Pferd aus dem Stalle.

Der Vorfall wurde schnell unter dem ganzen Offizier-Corps bekannt. Sie steckten die Köpfe zusammen und dieser Vorfall schien ihnen eine erwünschte Gelegenheit, einen Chef los zu werden, der gar nicht nach ihrem Sinne war.

Sie kamen daher unmittelbar bei dem Könige ein, und nachdem sie das Ergebnis berichtet, erklärten sie, daß sie nicht mehr unter und mit einem Manne dienen könnten, der das unehrliche Geschäft eines Schinders verrichtet habe.

Friedrich Wilhelm II. ertheilte ihnen darauf die Resolution: „Er sey weit entfernt, ihre Ansichten zu mißbilligen; aber er könne einen so braven General, wie der General Günther sey, in seiner Armee nicht missen. Wenn es daher sein *point honneur* nicht gestatte, länger unter ihm zu dienen, der möchte auf den Abschied bei ihm antragen, er solle ihn auf der Stelle erhalten.

Keinem fiel es ein, von diesem königlichen Anerbieten Gebrauch zu machen.

S. Müchler.



## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

## Correspondenz: Nachrichten.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Des Platzes vor dem Museum habe ich schon in einem, meiner früheren Schreiben erwähnt; daß selber nun durch eine Säule mit der Statue Friedrich's des Zweiten geziert werden soll, ist in den Blättern der *Vesperina* schon besprochen und auch Meinungen für und gegen sind da ausgesprochen worden. Was mich betrifft, so halte ich den Platz wohl geeignet, ein solches Monument aufzunehmen; das Monument selbst betreffend, so war es Friedrich Wilhelm dem Dritten vorbehalten, seiner Hauptstadt zu geben, was allein ihr noch fehlte; wenn jetzt der Fremde kopfschüttelnd die Straßen und Plätze der Stadt durchzieht, so viele Monumente erblickt und Friedrich's Monument schmerzlich vermisst, so wird er in künftigen Tagen mit hoher Freude am Fuße des Monumentes weilen, welches dem großen Oheime der große Enkel weihte.

Von dem kunstreichen Tivoli, welches jetzt durch einige, von dem königlichen Sängler Blume da veranstaltete Concerte einen neuen Reiz erhalten hat, habe ich in meinem letzten Schreiben berichtet. Diesem Tivoli hat sich seit kurzer Zeit ein sehr gefährlicher Nebenbuhler erhoben, heißt *Elisium* und ist ein, im schönsten Theile des Thiergartens gelegener Garten, welcher durch einen Herrn Heinzelmann im eigentlichsten Sinne des Wortes hervorgezaubert worden ist. Was in diesem Garten zu sehen ist und was in kurzer Zeit zu sehen sein wird, welche raffinierte Genüsse da geboten werden, läßt sich nicht wohl in kurzen Worten erzählen. Pavillons, Fontainen, Blumenbäder, Seen, Orangerien, Lustkreis, und Erdkreis, Fahrbahnen, Schaukeln, Gondeln, Wasservogel, Wasserfeuerwerke, Deseuners, Diners und Soupers sollten diesen Raum zu einem wirklichen *Elisium* machen. Wie bedeutend die Kosten sein müssen, welche Herr Heinzelmann an sein Etablissement gewandt hat und noch wenden muß, läßt sich denken. Ob Tivoli und *Elisium* zusammen bestehen können, wird die Zeit lehren. Vielleicht erhebt sich auch noch eine dritte Anstalt dieser Art, welche Tivoli und *Elisium* übertrifft; der Spekulationseifer ruht nie.

Der Friedrich-Gesundbrunnen der Herren Kerrig und Grashoff und das *Recreatium* erfreuen sich immer reger Theilnahme des Publikums und gehören zu den glänzendsten Anstalten Berlins.

Auch die Stadt selbst hat wieder einige Verschönerungen erhalten. Auf dem Schloßplatze, und zwar in dessen Nähe, erhebt sich ein achternmiger Candelaber, welcher sein Licht über die weiten Räume verbreiten wird und nicht nur des imposanten Anblicks wegen, sondern auch um des, für alle Fußgänger in den Wintermonaten aus selber erwachsenden Nutzens als ein höchst erfreuliches Geschenk zu erkennen ist. Zwischen der Universität und der Königswache hat ein Herr Faust ein Blumen- Fruchtzelt etablirt, welches einen recht freundlichen Anblick gewährt und wo man auch in den heißen Stunden des Tages, welche in diesem Sommer ganz besonders heiß sind, da der, nicht fern von diesem Zelte, von dem Herrn Optikus und Mechanikus Petitpierre zum Nutzen des Publikums aufge-

stellte Thermometer gewöhnlich 24—25 Grade zeigt, Erfrischungen finden kann.

Die Pferderennen auf dem Tempelhofer Felde und der Wollmarkt in den Straßen Berlins waren für mich interessante Schauspiele, doch würde ich zu jeder Zeit die ersteren dem letzten vorziehen. Pferde und Reiter zeichneten sich rühmlichst aus, die ersten durch Schnelligkeit, die letzten durch Kühnheit und Gewandtheit; das zahlreiche und glänzende Publikum, welches der Sache so viele Theilnahme — besonders die sehr zahlreichen Damen — schenkte, daß man glauben konnte, nach Britannien versetzt zu seyn, vollendete das glänzende Schauspiel. Der Wollmarkt, an sich selbst nicht so interessant als erfreulich in seinen Folgen, gewährt doch ein ansprechendes Schauspiel roger Thätigkeit und bewundernswerther Kraftäußerungen, welche letztere aber dem gesammten, sich mit dem Transporte, dem Auf- und Abladen der Wollfäcke besassenden Personale von allen Jenen, welche ohne Harnisch den Wollmarkt passieren müssen, gern erlassen würden.

Madame Sophie Schröder, welche wirklich, was ich früher nicht glauben wollte und was auch nicht wohl zu glauben war, das Wiener Hoftheater verlassen und hier an der königl. Bühne mehrere ihrer vorzüglichen Darstellungen — *Medea*, *Sappho*, *Zarewina*, *Sophie* — gegeben hat, ist an dieser Bühne nicht nur als dramatische Künstlerin, sondern auch als dramatische Lehrerin angestellt und wird im Verein mit Madame Erelinger und Wolff für das künftige Wohl der königl. Bühne sorgen.

Die Gastdarstellungen der Mad. Schröder gaben mir Gelegenheiten zu bemerken, wie verschieden die Ansichten über dramatische Leistungen sein können, und wie oft Schauspieler, welche kritische Blätter lesen, in arge Verlegenheit gesetzt werden.

Mad. Schröder gab die *Isabella* in: Die Braut von Messina, und eine hiesige Zeitung drückt sich über diese Vorstellung in folgenden Worten aus: „Auch alle Nebenrollen waren gut besetzt, es war im Ganzen eine der gelungensten Darstellungen“, indes ein Tagblatt erklärt, „daß die Vorstellung im Ganzen matt und lau ging, besonders die Chöre sehr schlecht zusammen gesprochen wurden, ja, daß selbst die einzelnen Chorsprecher bewiesen, sie seyen nicht gehörig mit den Erfordernissen der Declamation und des recitirenden Schauspiels im engeren Sinne des Wortes vertraut.“

So schlimm steht es mit historischer Glaubwürdigkeit! Wenn nun nach Verlauf einiger Jahrhunderte ein Geschichtsforscher erforschen will wie „die Braut von Messina“ im Jahre 1830 in Berlin gegeben wurde, und es kommen ihm diese beiden Blätter in die Hand, muß er da nicht offenbar in Verzweiflung gerathen?

Der Sohn der Mad. Schröder, Hr. Alexander Schröder, machte als *Mar Piccolomini* einen seiner ersten dramatischen Versuche. Herr Schröder ist noch in den ersten Jünglingsjahren, ist im Besitze schöner Mittel, einer sehr glücklichen Gestalt und wird an der Hand einer solchen Führerin wohl schnell zum Ziel gelangen.

(Die Fortsetzung folgt.)